

Belletristische Beilage

zum sächsischen Erzähler.

Zur gemeinnützigen Unterhaltung für alle Stände.
 (Wird jeder Sonnabends-Nummer ohne Preiserhöhung des Hauptblattes beigegeben.)

☞ Osterlied. ☜

Die Lerche stieg am Ostermorgen
 Empor ins klarste Luftgebiet
 Und schmetterte, hoch im Blau verborgen,
 Ein freudig Auferstehungslied.
 Und wie sie schmetterte, da klangen
 Es tausend Stimmen nach im Feld:
 Wach' auf! Das Alte ist vergangen;
 Wach' auf, du froh verjüngte Welt!

Wacht auf und rauscht durchs Tal, ihr Bronnen,
 Und lobt den Herrn mit frohem Schall!
 Wacht auf im Frühlingsglanz der Sonnen,
 Ihr grünen Halm' und Häupter all!
 Ihr Veilchen in den Waldesgründen,
 Ihr Primeln weiß, ihr Blüten rot,
 Ihr sollt es alle mitverkünden:
 Die Lieb' ist stärker, als der Tod!

Wacht auf, ihr trägen Menschenherzen,
 Die ihr im Winterschlaf säumt,
 In dumpfen Lüften, dumpfen Schmerzen
 Gebannt ein welkes Dasein träumt:
 Die Kraft des Herrn weht durch die Lande,
 Wie Jugendhauch; o laßt sie ein!
 Zerreißt, wie Simson, eure Bande,
 Und wie die Adler sollt ihr sein!

Wacht auf, ihr Geister, deren Sehnen
 Gebrochen an den Gräbern steht,
 Ihr trüben Augen, die vor Tränen
 Ihr nicht des Frühlings Blüten seht;
 Ihr Grübler, die ihr fern verloren
 Traumwandelnd irrt auf wüster Bahn, —
 Wacht auf! die Welt ist neu geboren;
 Hier ist ein Wunder, nehmt es an!

Ihr sollt euch all des Heils erfreuen,
 Das über euch ergossen ward;
 Es ist ein inniges Erneuen
 Im Bild des Frühlings offenbart!
 Was dürr war, grünt im Wehn der Lüfte,
 Jung wird das Alte fern und nah;
 Der Odem Gottes sprengt die Gräfte. —
 Wacht auf, der Ostertag ist da!

J. Geibel.

In goldenen Ketten.

Roman von F. Sudau.

(5. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

Brandhorst stuzte und Besta senkte das Haupt. Sie hatte wohl verstanden, was Adloff mit diesen Worten hatte sagen wollen. Wie stolz, wie entsagend seine blauen Augen dabei blickten, sie wollten nichts mehr von einer Stebe wissen, der der reine, verklärende Benzeshauch genommen war. Jetzt aber lagen die Schatten des Verhängnisses darüber, das zur schweren Schuld werden konnte, und damit wollte seine im Sturme gestählte Seele nichts zu tun haben.

Besta mochte ihre Ketten nur ruhig weiter schleppen, er würde sie nie davon befreien.

Brandhorst begann auch wieder zu argwöhnen. Natürlich versuchten die Weiden sich weiß zu brennen, dachte er, aber er war nicht der Mann, sich dumm machen zu lassen.

„Komm,“ sagte er jetzt zu Besta, „wir fahren nach Hause. Sie mein Herr aber werden mir Genugtuung geben,“ wandte er sich an Adloff.

„Das werde ich nicht, es wäre ein Eingeständnis einer Schuld, die niemand begangen. Es müßte mir denn als Schuld angerechnet werden, daß ich zwei Damen Obdach gewährte vor Sturm und Regen.“

Sie verweigern mir den Zweikampf, Sie als früherer Offizier!“ rief Brandhorst empört.

„Ja mein Herr, mein Leben ohne allen Grund wegen Ihres unbegründeten Argwohns aufs Spiel zu setzen, dazu spüre ich durchaus keine Neigung. Drohte uns ein Krieg, rief mich unseres obersten Feldherrn Stimme, um wieder zu den Waffen zu greifen, mit Freuden würde ich solchem Ruf folgen; aber für nichts und wieder nichts gebe ich mein Leben nicht hin. Ich meine auch, Gott und den Menschen noch manches schuldig zu sein!“ Sein Blick irrte über den Flügel, über die Notizen, die darauf lagen, aber über das schöne blonde Weib, das daneben stand, sah er hinweg.

Sein Leben ist nicht wertlos, sagte sich leise Veska, nur das meine hat keinen Wert mehr.

„Mein Gatte sieht jetzt eine Schuldige in mir, und bin ich es nicht auch, wenn auch nur mit meinen Gedanken, die alle, alle den Bewohner dieses Raumes hier umfassen, dem ich nichts mehr bin und nichts mehr sein darf. O wenn ich hier bleiben dürfte! Warum ruft er nicht: Bleibe, bleibe und nimm die Konsequenz dieser schicksalsschweren Stunde auf dich. Er sieht mich doch unglücklich und schwer leiden. Spricht denn keine einzige Stimme in seinem Innern mehr für mich?“

Mit irren, verzweifelten Blicken schaute sie Abloff an. In dem Moment reichte Elsa ihm die Hand. „Adieu, Herr Oberkontrolleur, und vielen Dank für ihre Freundlichkeit,“ sagte sie unbesangen.

„Sie machen doch wohl den kleinen Umweg und fahren mich erst nach Nezdorf,“ wandte sie sich dann an Brandhorst.

Offenbar wollte sie Veska Gelegenheit geben, noch einen Blick oder ein Wort mit dem Geliebten auszutauschen.

„Ich muß wohl oder übel,“ erwiderte Brandhorst, noch immer grollend.

„Es ist einfach Kavalleriepflicht,“ sagte Elsa mit schelmischem Lachen und wollte damit der ganzen schwülen Situation ein harmloses Ende machen.

„Und nun machen Sie, bitte, ein freundlicheres Gesicht, lieber Herr Brandhorst,“ fuhr Elsa lächelnd fort, „denn zu solchen Othellogebahren haben Sie durchaus keine Veranlassung, das Gewitter allein hat diese ganze Situation zu Wege gebracht.“

So schwachte sie lächelnd, im leichten Unterhaltungston, es ganz ignorierend, daß hier durch drei Menschenherzen die Bogen der Leidenschaft, des Hasses und der Liebe gezittert.

„Wir werden noch Abrechnung halten, mein Herr!“ wendete sich Brandhorst, im Gehen, noch einmal an Abloff, der aber sah mit einem verständnislosen Blick über ihn hinweg und blickte auf Veska, die da jetzt an ihm vorüberging, langsam mit schwankenden Schritten.

Aber er tauschte mit ihr nur einen kühlen Abschiedsgruß aus, denn für ihn war sie ja längst verloren und Wahnsinn war es, um das Weib eines Anderen zu kämpfen.“

Nun schloß sich die Tür hinter ihnen und er hörte den Wagen davon rollen.

Aber als sie mit den beiden anderen fort war, da übermannte Abloff doch die innere Erregung über diese Begegnung. „Veska! Veska!“ klang es leise von seinen Lippen. „Wie konntest Du mir das antun?“ Dann erschien ihm dieser seltsame Zwischenfall wie im Traum. Aber dort auf dem Sofa lag eine blaue Schleife, und der ernste die Welt und die Menschen meidende Herr Oberkontrolleur, der nur noch seinem Amt und seiner Muse leben wollte, er drückte die Schleife an seine Lippen und flüsterte zärtliche Worte dabel. Er war in diesem Augenblick ganz der junge, lebensprühende Mann früherer Tage. „Narr der ich bin!“ rief er aber dann bald, sich besinnend. „Es ist ja doch alles vorbei, muß vorbei sein! Ein modernes Ehedrama in Szene zu setzen, dazu fühle ich mich

nicht berufen. Ich will ein zweifelhaft gewordenes Glück nicht frevelhaft erstreben. Ich will meiner Kunst dienen, sie sei meine Geliebte, mein Weib!“ Er setzte sich wieder an den Flügel, aber er war nicht bei der Sache; die alte Liebe schien doch mächtig in ihm aufzulodern und seine Muse wendete sich an diesem Abend grollend von ihm.

14.

„Ich tat nicht's Unrechtes!“ Veska beharrte bei diesem Ausspruch ihren Mann gegenüber, als er sie am nächsten Tag über den Vorfall noch einmal zur Rede stellte.

„Und Deine einsamen Spaziergänge immer in derselben Richtung nach dem Grenzhaus zu! Wie willst Du diese erklären?“ fragte Brandhorst scharf.

Veska errötete. „Seinem Klavierspiel lauschte ich,“ sagte sie dann leise. „Auch das wird nun vorbei sein, auch das werde ich nicht mehr dürfen,“ flüsterte sie, und es bäumte sich etwas in ihr auf, diesem Mann gegenüber, der da mit zornesrotem Antlitz vor ihr stand, dem sie sich verkauft und der ein Recht an ihr hatte.

„Seinen Liebesworten hast Du gelauscht, wolltest Du wohl sagen!“ tönte es rauh an ihre Ohren von ihres Gatten unerbittlichem Munde.

„Nein, nein, Du hast es ja selbst gehört, er ist der letzte, der seine Hand nach einem Gut ausstrecken sollte, das einem andern gehört,“ beteuerte Veska.

„Das hat er allerdings gesagt, aber ob ich es glaube, das ist eine andere Sache. Ich gedenke wenigstens das Gut, das mir gehört, mehr zu hüten wie bisher. Mit Deinen einsamen Spaziergängen hat es ein Ende, entweder wird gefahren, oder Du gehst in Marthas oder meiner Begleitung aus. Auch den Umgang mit Fräulein Elsa Bergers dulde ich nicht mehr, ich will zu Deiner Entschuldigung annehmen, daß sie Dich zu den ersten leichtsinnigen Schritt verleitet hat.“

„Ich habe überhaupt noch keinen leichtsinnigen Schritt getan, durch solche Maßregeln aber, da könntest Du mich dazu treiben — wenn — wenn —“

Sie verstummte, ein Ausdruck von Verzweiflung flog über ihr bleiches, schönes Gesicht. In Brandhorst's Augen aber flammte es zornig auf.

„Willst Du vielleicht mir drohen, Du undankbares Geschöpf! Was wollt Ihr denn beginnen, Ihr Hungerleider, Deine Mutter, Deine Schwestern und Du, wenn ich Dich gehen heiße und meine Hand von Euch abwende!“

Veska zuckte zusammen. Ja, die Mutter und die Schwestern! Was sollte aus ihnen werden, wenn Brandhorst sie fortjagte oder auch nur seine großmütige Hand abwandte? O, und wenn Mutter und Schwestern etwas von den Konflikten hier ahnten, wie würden sie sich sorgen! Die arme Mama sollte wieder in Not und Schulden geraten! Aber was sollte Veska nun beginnen? Den Mann, der sie von jetzt ab wie eine Gefangene halten wollte, konnte sie doch unmöglich um Verzeihung bitten, wo sie doch noch nichts verbrochen, als vielleicht Gedankensünden. Schmallend wandte sie Brandhorst den Rücken und trat an das Fenster.

In Brandhorst's Innern aber wallte es heiß, er liebte Veska noch immer leidenschaftlich, wenn auch

seine voll

dem Gef

rück

ande

rief

wie

Sebe

weig

es

könn

ange

Wit

Bege

die

schon

gebl

es

Aug

bis

umb

Sch

er n

mit

Re

und

sur

in

Gra

woh

Gr

Sor

tun

seine

den

doch

liebt

De

Das

Dich

Dit

Felg

wozu

mel

imm

von

Ein

geba

aus!

selne Liebe jetzt mit einer wilden Eifersucht verhängnisvoll verbunden war.

Beska war so schön, wie sie da vor ihm stand in dem leichten Morgengewand, er sah das weiche, zarte Gesicht und das reiche blonde Haar. Sie, das herrlich schöne Geschöpf, sollte er gehen helfen, dem andern in die Arme treiben? Nein, tausendmal nein! rief es da in Brandhorst's Herzen. Und dieser andere, wie er ihn haßte, kalten Blutes könnte er ihm auf Leben und Tod gegenüber stehen. Aber jener verweigerte ihm ja den Zweikampf. Nun, vielleicht war es auch besser so. Sein reiches, tatenvolles Leben könnte dann auch zu jäh enden, und das war kein angenehmer Gedanke. Schließlich gab es noch andere Mittel und Wege, um den Nebenbuhler aus dem Wege zu räumen. Hier in den stillen Bergen, wo die Schmuggler ihr dunkles Gewerbe trieben, da war schon manches passiert, was in tieles Dunkel gehüllt geblieben und nie ans Tageslicht gekommen war. Und es konnte wieder so etwas passieren.

Es leuchtete wild, fast dämonisch in Brandhorst's Augen, als er jetzt dicht an Beska herantrat.

„Beska!“ rief er, „Beska, Du bist mein Weib!“

Sie warf einen scheuen Blick auf ihn und erschrak bis ins Innerste.

„Nein Gott, wie siehst Du aus, willst Du mich umbringen?“ rief sie voll Entsetzen.

„Nein, Dich nicht, Du holdes Wunderwerk der Schöpfung; solch ein Wüterich bin ich nicht!“ sagte er mit heilerem Vagen.

„Aber wohl ihn — ihn! — rief Beska erschrocken.

„Zitterst Du für ihn? Der Feigling verweigert mir jede Genugthuung, und ein Wegelagerer, ein Meuchelmörder bin ich nicht!“ entgegnete Brandhorst und versuchte, unbefangen zu lächeln.

Beska aber blickte ihn immer noch scheu und furchtsam an. Es lag etwas Fremdes, Unheimliches in seinen Zügen, was sie mit einem Gefühl des Grauens erfüllte.

Dieser Mann war in dem Jorn seiner Leidenschaft wohl schließlich zu allem fähig, und sie hatte wohl Grund für das Leben des Andern zu bangen. Diese Sorge trieb Beska zu dem Törichtesten, was sie nur tun konnte. Sie bat Brandhorst, Abloff nicht mit seinem Jorn zu verfolgen, er wäre ganz schuldlos, denn während des Gewitters hätte er Elsa und sie doch nicht aus seiner Wohnung herausweisen können.

„Du wagst viel in Deiner Sorge um den Geklebten!“ rief Brandhorst in heller Empörung. „Nicht, Deinen Mann, bittest Du, Deinen Galan zu schonen. Das ist wirklich kostbar, für etwas klüger hätte ich Dich denn doch gehalten. Nein, diese Bitte muß ich Dir abschlagen, schönste der Frauen. Tritt mir der Feigling noch einmal in den Weg, dann weiß ich nicht, wozu mein Jorn mich da treiben könnte!“

„Die Frau Oberförster ist soeben angekommen!“ meldete in diesem Augenblick der Diener. Es war immer noch der schüchterne Franz, der aber infolge von Beskas Bemühungen jetzt einen ganz gewandten Eindruck machte. Seine großen Augen hingen wie gebannt an seiner schönen Herrin. Wie sah sie heute aus! So blaß, so traurig hatte sie Franz noch nie

gesehen. Hatte der finster blickende Mann dort ihr harte Worte gesagt. Unwillkürlich ballten sich seine Hände zur Faust. Den ganzen Morgen schon ging so ein Flüstern durch die Dienerschaft. Es sollte gestern Abend etwas Unerhörtes drüben in dem Grenzhause vorgegangen sein, dort, wo der schöne neue Oberkontrolleur wohnte, erzählte man sich. Und wie immer war auch in diesem Falle die Skandalucht rasch da und vergrößerte und entstellte den Sachverhalt.

„Unser Herr ist auch viel zu alt für die gnädige Frau,“ hatte die Kammerzofe gemeldet und so eigenartig dabel gelächelt; „wenn er das viele Geld nicht hätte, wer weiß, ob sie ihn genommen. Man kann sich garnicht wundern, wenn ihr ein jüngerer Mann besser gefällt,“ hatte sie dann mit ihrer spitzen Zunge hinzugesetzt.

Franz, mit seinem etwas langsamen Begriffsvermögen, hatte all die Reden erst so nach und nach begriffen, sonst hätte er wohl schon der geschwätzigen Zofe gegenüber die Fäuste geballt.

„Ich lasse bitten,“ sagte Beska, wie erlöst aufatmend; hoffentlich ließ Brandhorst sie nun allein mit der Freundin. Aber nein, er blieb und begrüßte die eintretende Martina aufs verbindlichste.

Die junge Frau Oberförster sah aus wie das helle Glück selbst. Sie trug einen Strauß duftenden Waldmeister in den Händen und es war, als ginge ein frischer, belebender Hauch von ihr aus.

„Wir haben einen Waldspaziergang gemacht, Max und ich,“ sagte sie, ihren Strauß lachend hochhaltend.

„Wie herrlich ist es doch hier in den Bergen und Wäldern, und wie begnadigt sind wir, hier unser Heim zu haben. Ach, überhaupt das Glück, das übergroße; wenn ich keine christliche Frau wäre, würde mir vor dem Reich des Schicksals hangen. Aber mein Mann würde solche Rede sehr unvernünftig finden. Er sagt, auf Freuden folgen oft auch Leiden.“

„Auf die Freuden, die unendlichen, die Schmerzen, die unendlichen,“ sagte Beska leise, wie für sich.

Betroffen blickte Martina sie an. Solche Worte aus Beskas Munde, das war ja etwas ganz seltsames. Und wie Beska heute aussah. Ihre Augen waren so groß, so schreckhaft, als wäre etwas vor ihnen aufgestiegen, Schrecken und Furcht erregend. Was war hier geschehen? fragte sich Martina von einem Gatten zum andern schauend.

„So also steht eine glückliche Frau aus,“ sagte Brandhorst, mit einem brüskten Vagen zu Martina herantretend. „Und Ihnen fehlt wirklich nichts zu Ihrem Glück?“ fügte er im Galgenhumor hinzu.

„Was sollte mir fehlen, wo ich mit meinem Max vereint bin, Freud und Geld mit ihm tragen darf.“

Ein helles Rot ergoß sich dabel über Martinas Gesicht; fast verlegen blickte sie dann auf Beska. Wie konnte sie dieser gegenüber von ihrem übergroßen Glück reden.

„Meine Frau gewährt mir solch einen Anblick nicht mehr“, sagte Brandhorst voll Bitterkeit. „Anfangs machte es ihr ja wohl noch Vergnügen, sich jeden Wunsch, den man mit Geld erkaufen kann, durch mich erfüllen zu lassen, jetzt aber! Du lieber Gott im Himmel, wie bin ich mit meiner Heirat bestraft worden!“

wordenes
ner Kunst
Er setzte
t bei der
ihm auf-
em Abend

arrte bei
als er sie
nmal zur

r in der-
Die willst

chte ich,
orbel sein,
sterte sie,
m Mann
thr stand,
thr hatte.
wolltest
hren von

rt, er ist
usstrecken
eska.
b ich es
gedenke
zu hüten
ingen hat
Du gehst
Auch den
ich nicht
annehmen,
tritt ver-

tsinnigen
könntest

zweiflung
Brand-

ankbares
Hunger-
Du, wenn
bwinde!“
und die
en, wenn
ne groß-
atter und
nten, wie
te wieder
le Beska
t ab wie
unmög-
ch nichts
hmollend
an das

helf, er
an auch

Es wohnt einer dort drüben an der Grenze, der spielt wunderschön Klavier und singt herrliche Lieder! Meine Person eignet sich leider dazu nicht, ich habe gearbeitet, rastlos, unermüdblich, Geld und Gut erworben. Alles, alles legte ich ihr zu Füßen, und wie hat sie es mit gedankt!

„Ich — ich war Dir noch immer dankbar“, stammelte Veska in höchster Verlegenheit.

„O ja, dankbar wie ein wohlgezogenes Kind, aber nicht wie die Frau dem Mann gegenüber sein soll. Ich bin überzeugt, Frau Martina dankt ihrem Gatten das Glück ganz anders.“

Frau Martina errötete wieder und dachte daran, wie sie draußen im Walde ihrem Mann stürmisch um den Hals gefallen, als er ihr ein paar Raibblumen gereicht hatte. Die arme, arme Veska, nun war ihr wohl die Erkenntnis ausgegangen, über das öde Schelnglück ihrer Ehe. — Und der Klavierspieler dort drüben an der Grenze mußte wohl gar jener Disfizer sein, von dem damals in dem Brautkaffee Veskas die Rede gewesen, der ihretwegen seine Karriere aufgegeben und Zollbeamter geworden war. Eine wunderbare Schicksalsfügung, der Veska wohl kaum gewachsen war. Irgend eine Auseinandersetzung darüber hatte wohl soeben stattgefunden und dazu mußte sie nun grade hereinfallen, sie, die Begnadigte, der das echte Menschenglück zu teil geworden war.

Das Beste war wohl, sie ging wieder, sie hatte ja ohnedies nur auf ein paar Augenblicke hier vor sprechen wollen.

Veska aber, die Martinas Absicht wohl merkte, sagte nach ihrer Hand.

„Bleibe doch!“ flüsterte sie ihr zu; während Brandhorst nach seinem großen Strohhut griff und sich zum Gehen anschickte. Mit der verständigen Frau Martina konnte er Veska schon allein lassen, von der waren solche törichten Reden, wie sie Fräulein Elsa führte, nicht zu erwarten; sie würde im Gegenteil Veska eher wieder etwas Vernunft beibringen.

„Ach, Martina! Martina! wie schwer ist doch das Leben!“ rief Veska, als ihr Mann das Zimmer verlassen hatte. Ein Tränenstrom brach aus ihren Augen. Nach und nach unter Martinas Zureden beruhigte sie sich aber wieder und begann dann der alten Freundin alles zu erzählen; wie es sie immer wieder hingetrieben in die Nähe des Grenzhauses, wie sie dort Adloffs Klavierspiel gelauscht, ihn aber nie gesehen habe, bis am vergangenen Abend, wo denn die Katastrophe hereingebrochen sei. Die unsinnige Forderung ihres Mannes zum Duell habe Adloff abgelehnt, im Bewußtsein seiner gänzlichen Schuldlosigkeit.

„Trotzdem aber fürchte ich für ihn, fürchte für sein Leben!“ schloß Veska erregt.

„Aber Veska, wie kannst Du solchen finstern Gedanken nur Raum geben in Deinem Innern,“ entgegnete Martina.

„O, Du kennst meinen Mann nicht, seinen rücksichtslosen Willen, seinen Zähzorn. Ich habe etwas vorher in seinen Augen leuchten sehen, das war fürchtbar — das war“ — sie zögerte und nun kam es doch langsam, leise über ihre Lippen: „das war Mord, das war Mord!“

„Veska!“ rief Martina tief erschreckt, „Du bist krank, aufs höchste erregt! Komm mit mir hinaus in die frische Luft, begleite mich nach meinem bescheidenen Heim.“

„Wo doch das höchste Glück wohnt,“ sagte Veska, „aber gehen wir, denn es ist hier drinnen zum Ersticken, diese Portieren, diese dicken, weichen Teppiche.“

Sie stieß verächtlich mit dem Fuß daran. „Es wirkt heute alles so bedrückend, so beängstigend auf mich. Wie habe ich nur jemals an all diesem Luxus Gefallen finden, ihm dafür dankbar sein können. Nur dankbar!“

Sie lachte hart auf und fuhr fort: „Liebe wollte er dafür, aber die Liebe läßt sich nicht erkaufen, nicht mit allen Schätzen der Welt, und vergessen auch nicht!“

Sie schellte bei diesen Worten nach ihrer Jose und ließ sich Hut und Handschuh bringen.

„Einsame Spaziergänge hat mir der Herr und Gebieter zwar verboten,“ sagte sie, während sie das Haus verließ, „in Deiner Gesellschaft aber wird es ja wohl noch gestattet sein, in den Wald zu gehen.“

Sie atmete mit vollen Lungen die erquickende Luft, als sie mit Martina ins Freie trat.

„Wie wunderschön Euer Park ist,“ sagte Martina, bewundernd auf die im vollen Blumenschmuck prangenden Beete blickend.

„Ich gäbe alles dahin für das Glück am Tannenwäldchen in M., Du weißt, dort, unweit des Baches, wo die Bergföhneinnicht blühen. Wer dort noch einmal stehen dürfte, ihm gegenüber, frei und ungebunden. O, warum konnte ich mein Glück nicht festhalten! Es war der größte Fehler meines Lebens, daß ich es dahingab, es läßt sich nie wieder gut machen.“

„Nein, gut zu machen ist es nicht mehr, Veska,“ sagte Martina ernst; „jeder Schritt vom rechten Wege ab würde jetzt zur Schuld werden.“

„Ich tat noch keinen solchen Schritt, und wenn ich ihn tun wollte,“ wieder flog der verzweifelte Ausdruck über ihr Gesicht, — denn es wäre ja doch nur verlorene Liebesmüh. „Er in seinem Stolz, seiner Rechthlichkeit würde ihn verwerfen und ich wäre mit meiner Mutter noch unglücklicher wie vorher.“

„Gott sei Dank, wenn er so rechtlich denkt, dann wird er ja keine Versuche machen, sich Dir zu nähern, und Dein Mann wird sich dann auch bald überzeugen, daß seine Eifersucht grundlos ist.“

„Das, fürchte ich, wird er nie, er glaubt mir ja nicht mehr und dann ist Martha da, die mich haßt, die immer wieder sein Mißtrauen durch ihre Reden hervorrufen wird. Ich sehe trostlose Tage vor mir, jeden meiner Schritte werden die beiden jetzt beobachten, und mich schließlich dazu treiben, irgend etwas Tolles, Unsinniges zu tun!“

Veskas dunkle Augen flammten dabei auf in Trost und Kampfesmut.

„Noch einmal sehen muß ich ihn!“ fuhr sie dann, immer erregter werdend, fort; „ich weiß zwar nicht, wo und wann, aber die Stunde muß kommen, wo es noch einmal ganz klar zwischen uns werden soll.“

Sie standen jetzt in dem Garten, der einen etwas seltsamen Eindruck machte. Von kunstverständigen Händen, das sah man auf den ersten Blick, rührten

die
so
ran
ber
Da
in
in
an
Se
wel
war
ant
So
gn
Fl
So
w
lan
„E
die
den
nu
bel
Ga
Be
—
W
dor
Eh
So
erf
fin
—
Be
seh
nu
reg
ha
W
lör
jen
Br
th
lör
jen
Gr
Br
Ar
Ge
am
ha
ste

die Anlagen hier nicht her. Die Rosen aber dufteten so süß und der Selbsterleber, der die Laube umrankte, wetteiferte mit den Rosen. In der Laube saß der junge Obersörster. Er erhob sich jetzt, um die Damen zu begrüßen.

„Blauer Himmel, Rosenduft und Sonnenglanz, und in all der Schönheit der Natur die Krone der Schöpfung in Gestalt zweier holder Frauen! Soll man da nicht an ein Paradies auf Erden glauben?“ rief Max Seifert strahlenden Antlitzes.

„Aber was ist mit Dir, Du meine Herzenskönigin, wach ein Schatten fiel auf Dein helles Antlitz?“ wandte er sich dann an Martha, „Du siehst ja ganz anders aus als heute früh im Walde.“

„Ich bin der Schatten, ich und mein trauriges Schicksal,“ sagte Veska.

„Sie und Ihr Schicksal! Was soll das heißen, gnädige Frau? Ist das schon Ueberfüllung, der alte Fluch des Reichthums, aber das ist immer noch kein Schicksal.“

„Nein, der Reichthum ist kein Schicksal, aber wenn wir uns von ihm blenden, uns verkaufen lassen, dann kann er schon zum Schicksal werden,“ erwiderte Veska.

„Doch — ich — ich muß gehn, ich taue nicht für dieses Paradies, diesen Sonnenschein, diesen Rosenduft.“

Veska eilte mit flüchtigem Gruß davon, nicht bedenkend, daß sie dem Gebot ihres Mannes zuwider nun doch wieder einsame Pfade ging. Als sie den beiden glücklichen Menschenkindern in dem stillen Garten den Rücken gewandt, kam sie sich vor wie eine Verdammte, die einen Blick in das Paradies getan.

— Ihr Blick verdunkelte sich und sie hatte förmliche Wahnvorstellungen. War das nicht Blut, das sie dort auf dem Grün des Rasens zu sehen glaubte? Eine namenlose Angst, ein dunkles Ahnen von etwas Schrecklichem, das die nächste Zukunft bringen müsse, erfaßte sie. Adloff — und ihr Mann und dessen finstere, rachedürstende Gedanken, das war es — das — und sie mußte Adloff warnen, ihn bitten, um seine Versetzung nach einem fernem Orte bei seiner vorgelegten Behörde einzukommen, sobald als möglich Trennung für alle Zeit, das war das Beste für sie beide.

Wild und wirr jagten die Gedanken durch ihr erregtes Gehirn und trieben sie, ihre Schritte dem Grenzhause zuzuwenden. Sie dachte nicht daran, daß ihr Mann oder dessen Schwester sie sehen, sie beobachten könnten. Sie handelte eben noch so töricht wie an jenem Morgen nach dem Ball in W., wo sie vor Brandhorst geflohen, und so wenig wie sie damals ihrem Schicksal entging, so wenig würde sie es heute können.

Marthas scharfe Augen beobachteten Veska. Als jene sich überzeugt, daß Veska die Richtung nach dem Grenzhause eingeschlagen, rief sie auch ihren Bruder herbei.

Bleich mit vor Wut verzerrtem Antlitz stand Brandhorst neben seiner Schwester auf der kleinen Anhöhe im Park, und starrte der schlanken weißen Gestalt nach, wie sie flüchtig den schmalen Wiesenweg am plätschernden Gebirgsbach dahinglitt, dem Grenzhause zu.

„Wie habe ich sie geliebt!“ stöhnte er auf, „wie liebe ich sie noch!“

Martha lachte höhnlisch und sagte: „Das verworfene Geschöpf, das sich nicht scheut, am hellen lichten Tage den Geliebten aufzusuchen, das meinst Du noch zu lieben!“

„Dieser Schurke, dieser Heuchler, dieser Verführer,“ rief Brandhorst in höchster Wut. „Den Zweikampf verweigert er mir. Natürlich ist er seiner Sache sicher aber er soll es büßen!“

„Und Veska?“ fragte Martha und sah den Bruder lauernd an.

„O, sie wird Vernunft annehmen, ich werde ihre Mutter kommen lassen. Wer weiß, was der Elende für Verführungskünste angewandt hat, sie so weit zu bringen. Er ist jung, hübsch, und war ihre erste Liebe, und sie ist ein halbes Kind noch, so weltunerfahren.“

„Nimm sie nur noch in Schutz, entschuldige sie! Das aber sage ich Dir, ich bleibe nicht länger mehr mit solch einer Person unter einem Dach!“ erklärte Martha.

„Wo willst Du denn da hin, wenn ich fragen darf?“

„Das laß meine Sorge sein.“

Martha wandte dem Bruder schneide den Rücken und stieg den Hügel hinunter. Finster schaute ihr der Bruder nach, im Grunde mußte er ihr ja recht geben, er begriff sich selbst nicht, daß in seinem Innern immer noch eine Stimme für Veska sprach, und all sein Zorn, sein Haß sich nur gegen Adloff richtete.

Rache, Rache nehmen an ihm, dem er alle Schuld an seinem Eheunglück beimaß, der Gedanke brannte förmlich in seinem Hirn. So mochte der Wahnsinn bei ihm heranschleichen, denn Brandhorst kam nicht mehr los von dem einen finsternen Gedanken, er trieb ihn zu Taten, die den Stempel des Wahnsinns an sich trugen.

„Wahnsinn!“ murmelte Brandhorst und er legte die Hände auf seine brennende Stirn. Noch war es klar in seinem Kopfe, noch wußte er, was er zu tun und zu lassen hatte. Zunächst galt es ihm aber, die schlanke helle Gestalt dort zu verfolgen, sein Weib sich zu retten, denn klar stand ihm dies vor Augen, ob er was dann geschehn mußte, das wußte Brandhorst nicht. Er fühlte sich aber in seinem Recht, wenn er sein teuerstes Gut schützte, es verteidigte vor dem, der es wagte, die Hände danach auszustrecken.

Veska, die sich unterdessen dem Grenzhause näherte, kam das Unsinnige ihres Handelns allmählich zum Bewußtsein. Bis jetzt hatte sie noch nichts getan, worüber man sie hätte zur Rechenschaft ziehen können, jetzt aber war sie auf dem Wege dazu, dergleichen zu begehen und sich mindestens schwer zu compromittieren.

Sollte sie umkehren?

Da lag es schon vor ihr, das weiße Haus, ein Grenzaufseher mit langem, schwarzen Bart und blühenden Augen lehnte in der Haustür.

„Der Herr Oberkontrolleur sind nicht zu Haus!“ rief er ihr mit einem dreisten Lächeln zu. „Er ist nach Benzheim geritten, dort bleibt er bis zum Abend. Die Nacht ist scharfer Dienst an der Eltasquelle, es sollen dort Schmuggler als Liebespaare verkleidet herumstreifen.“

Veska war über diese Reden des Mannes dunkelrot geworden, sie brachte kein Wort über die Lippen, und ellends wandte sie sich um, den Rückweg anzutreten

Du bist
aus in
helden
Veska,
stücken,
„Es
end auf
Vuzus
Rur
wollte
n, nicht
nicht!“
ose und
rr und
sie das
wird es
gehen.“
e Lust,
Martina,
rangen-
Lannen-
Baches,
och ein-
bunden.
n! Es
es da-
Veska,“
n Wege
wenn
e Aus-
och nur
seiner
äre mit
t, dann
nähern,
rzeugen,
mir ja
h hast,
e Neben
or mir,
t beob-
etwas
m Trost
ie dann,
r nicht,
wo es
II.“
a etwas
händigen
rührten

Es war vielleicht gut, daß sie Abloff nicht getroffen, dachte sie auf dem Rückwege. Wer weiß denn, ob er ihren Warnungen und Bitten überhaupt Beachtung geschenkt hätte. Er schien ja so fest und sicher zu stehen, seine Wege so klar vor Augen zu haben. Das Wiedersehen mit ihr, die er doch einst geliebt, hatte ihn auch in seinen Zielen nicht schwankend gemacht. Mit welcher Ruhe, welcher edlem Stolz war er ihrem Manne begegnet. Ihr Mann! Giskalt zog es ihr bei dem Gedanken an ihn ins Herz. O Gott im Himmel, wenn er sie auf diesem verbotenen Wege hier sähe! Es war leicht möglich, daß er in seinem Argwohn hierher kam. Von der Villa konnte man ja den Weg bis nach dem Grenzhause verfolgen, und Augen hatte er wie ein Falke.

Wie dem Waldwege entlang lustig der Gebirgsfluß plätscherte und rauschte, hin und wieder tauchte eine Forelle in seinen Wellen auf, und der Sonnenglanz spiegelte sich in demselben. Und dort glänzten die blauen Berge, und die Wälder schimmerten mit ihrem würzigen Tannenduft. Die Welt war so schön, aber nur für die Glücklichen, Sorglosen. Wenn die Sorge, der Kummer so schwer auf dem Herzen lag, wie ihr, der vermochte sich an der Schönheit der Natur nicht mehr zu erfreuen. Auch der Mann dort, der sich ihr jetzt mit finstern Antlitz näherte, hatte keinen Blick für die Schönheiten der Natur ringsumher. Nun standen sie sich gegenüber, Veska und Brandhorst, Auge in Auge, eins in des andern Seele lesen zu wollen.

„So also achtest Du mein Verbot!“ herrsche Brandhorst die junge Frau zornig an.

„Berzehl mir — ich — wollte ihn warnen, ihn bitten, die Gegend hier zu verlassen, ich fürchte für Dich — und — für ihn —“

„Für mich!“

Ein bitteres Lachen spielte um Brandhorst's Lippen. „Wozu willst Du noch lügen, Du schlechtes Weib?“ fuhr er höhnlisch und zornig fort. „Für mich bangst Du doch nicht mehr, hast auch durchaus keine Ursache dazu. Daß Du für ihn, für Deinen Geliebten zitterst, das glaube ich schon. Selber hast Du ihn nicht getroffen, denn sonst hätte ich das Vergnügen wohl schwerlich jetzt schon gehabt, Dich hier auf dem Wege zu treffen. Er hat wohl Dienst, der schöne Herr Oberkontrolleur?“

„Ja, Nachtdienst drüben in Benzhelm. Dort in der Nähe der Eliasquelle ist man Schmugglern auf der Spur, sagte der Unterbeamte.“

„So, also an der Eliasquelle, ein romantisches Fleckchen, das sich die Schmuggler dort ausgesucht zu ihrem finstern Tun. Es sollen rabiate Vurschen sein, ein Menschenleben gilt ihnen nichts,“ bemerkte Brandhorst im Tone des Galgenhumors.

Veska sah angstvoll in das erregte Antlitz ihres Mannes, und wieder glaubte sie das dämonisch wilde Funkeln in seinen Augen zu entdecken, das sie heute früh schon so erschreckt hatte. Unheimlicher konnten die Schmuggler auch kaum aussehen, denen, wie er sagte, ein Menschenleben nichts galt.

„Da wird es nun wohl mit der Warnung Deines liebevollen, besorgten Herzens nichts werden,“ fuhr Brandhorst ironisch fort. „Wenn nur die Schmuggler

das teure Leben nicht bedrohen, so ein Schuß aus dem Hinterhalt ist manchmal schon verderbenbringend gewesen für die Herren Grenzbeamten.“

Veska brachte kein Wort über die Lippen, die Reize war ihr von den düstern Gedanken, die sie hatte, wie zugeschnürt. Was sollte sie ihm auch erwidern. Die Schmuggler dünkten ihr jetzt viel weniger gefahrdrohend für das Leben Abloffs, als dieser zornige, erregte, rachedurstige Mann hier in seinem blinden Wahne.

Sie näherten sich jetzt der Villa. Auf der Terrasse derselben stand Martha und traute ihren Augen nicht, als sie die beiden so einträchtig nebeneinander daherkommen sah.

„Und das nennt sich das starke Geschlecht!“ murmelte sie, verächtlich auf ihren Bruder blickend, der ja glücklich schien, sich das leichtsinnige Geschöpf da neben ihm wieder eingefangen zu haben. Bei Tische forderte Brandhorst, als wäre nichts vorgefallen, die beiden Damen zu einer Spazierfahrt nach einem benachbarten Forsthaus auf, wo er wegen Holzeinkäufe zu tun habe. Martha schlug aber die Teilnahme aus Aerger über die vermeintliche Schwäche ihres Bruders seiner Frau gegenüber rundweg ab. Sie müsse notwendige Briefe schreiben, sagte sie.

„Nun, dann holen wir zu der Fahrt die Frau Oberförster ab,“ erklärte Brandhorst gleichmütig. Veska wagte natürlich keine Widerrede, ergeben fügte sie sich in alle Anordnungen ihres Gemahls. Sie schickte nur schleunigst zu Martina und ließ ihr sagen, daß sie sich an der Ausfahrt beteiligen möchte.

(Fortsetzung folgt.)

Napoleons erster Heiratsantrag.

Von Clara Düsterhoff.

(Nachdruck verboten.)

Als der große Napoleon sich zu seinem ersten Heiratsantrage entschloß, war er sechsundzwanzig Jahre alt, die Erwählte — nicht seines Herzens, aber seines berechnenden Verstandes — zählte sechzig Sommer. Zum Glück für beide Teile wurde aus der Verblindung nichts.

Die Sache trug sich so zu.

Als der junge Napoleon im Oktober 1795 den Oberbefehl über die Pariser Garnison erhielt, geschah es auf Empfehlung des Obergenerals Grafen von Barras, eines einflussreichen Revolutionärs, der nunmehr sein unmittelbarer Vorgesetzter war. Der scharfsinnige Obergeneral hatte entdeckt, welche außergewöhnlichen Fähigkeiten in dem vermögenslosen jungen Offizier steckten. Er machte andern gegenüber kein Hehl aus seiner Bewunderung für ihn und sagte auch ihm selber geradeheraus:

„Ich bin überzeugt, daß Sie eines Tages eine hervorragende Rolle in der Welt einnehmen werden, wenn Sie es zu Reichtum bringen können. Ohne Geld ist wenig Gienleben zu erreichen. Versuchen Sie doch eine reiche Heirat zu machen.“

„Ich verstehe mich nicht auf die Weiber und habe keine Bekanntschaften unter ihnen,“ versetzte Napoleon.

„Gut, so werde ich die Sache in die Hand nehmen,“ entschied der Graf.

Nach einiger Zeit rückte er mit einem Vorschlage heraus. Seine Wahl war auf eine Schauspielerin gefallen, eine Dame, die sich nicht anders wie „Mademoiselle“ Montanfier nennen ließ, obgleich sie in Wirklichkeit verwitwet war. Sie war, wie man ihr nachrühmte, in Besitz sämtlicher Toilettekünste und wendete sie mit so viel Erfolg an, daß kein Mensch ihr ihre sechzig Jahre ansah, sondern man ihr höchstens vierzig zugetraut hätte.

Gegen den jungen Offizier pries Barras nun den Witz und die feurige Lebhaftigkeit der talentvollen Künstlerin, rückte ihm aber vor allen Dingen ihr sehr beträchtliches Vermögen in die verführerischste Beleuchtung. Der Dame gegenüber rühmte er den jungen Napoleon über die Wägen, stellte ihn ihr als den Mann der Zukunft dar und flößte ihr vorsichtig den Gedanken ein, sie möge ihn doch vermitteltst ihres Selbstes und ihres Geldes einzufangen suchen, um die hohe Stellung mit ihm zu teilen, die er ohne Zweifel binnen kurzem einnehmen werde.

Als beide seinen Vorstellungen Gehör gaben, veranstaltete er ein Festmahl, auf dem er sie miteinander bekannt machen wollte. Vorher aber empfahl er dem Offizier, sich so lebenswürdig wie möglich gegen Mademoiselle Montanfier zu zeigen, sie mit aller Ritterlichkeit zu Tische zu führen und ihr ein galanter Tischnachbar zu sein. Es werde nur von ihm abhängen, ob er als Herr über so und so viele Hunderttausende von Franc die Tafel verlasse.

Wenn es nun etwas gab, was Napoleon sein Vebtag nicht gekannt hat, so war es das, gegen Damen seine angenehmsten Selten hervorzuführen. Er war groß im Felde, groß als Befehlshaber; Frauen gegenüber jedoch war er ungeniert und eckig wie ein Bär. Der Salon war nicht sein Platz, auf die Künste der Galanterie verstand er sich nicht.

Es dauerte denn auch nicht lange, so hatte seine reizend herausgeputzte Tischnachbarin ihn im vollen Sinne des Wortes „links liegen lassen.“ Zu seinem lebhaftesten Aerger entdeckte der scharf beobachtende Gastgeber, daß beide kein Wort miteinander wechselten, daß Napoleon verkauert und gähnend auf seinen Teller stierte, während Mademoiselle sich von ihrem Nachbar zur Rechten mit Aufmerksamkeiten überschütten ließ.

So bald eine Pause während des Essens es ihm gestattete, nahm Barras seinen Schützling beiseite, um ihm ins Gewissen zu reden.

„Napoleon, Mensch, wie können Sie die glänzendste Gelegenheit so ungenutzt verstreichen lassen?“ stellte er ihm vor. „Reichtum bedeutet in ihrer Lage Glück, Erfolg und Größe. Strecken Sie die Hand aus, und eine Million gehört Ihnen. Mademoiselle ist nicht abgeneigt, Ihre Wünsche zu erfüllen. Halten Sie um ihre Hand an, heute noch, jetzt gleich, und die Sache ist abgemacht.“

Napoleon zog ein sehr mißmutiges Gesicht.

„Sie ist so alt, daß sie meine Großmutter sein könnte,“ brummte er. „Um sie halbwegs erträglich zu finden, muß man sie beim Glanz der Kronleuchter betrachten.“

„Aber sie hat Geld, viel Geld,“ wiederholte Barras. „Nun ja, ja, ich sehe es ein, Geld ist das, was

ich brauche,“ gab Napoleon zu, „und da ich es nicht anders bekommen kann, muß ich schon zugreifen, wenn auch ein hochbetagtes Frauenzimmer daran baumelt. Ich mache mir ja überhaupt aus den Weibern nichts, sie sind alle einander gleich. Ich werde um Ihre Mademoiselle Montanfier anhalten. Aber das sage ich Ihnen von vornherein: Liebe kann ich nicht heucheln. Ich werde ihr einfach sagen: Mademoiselle, wollen Sie mich heiraten?“

„Gut, gut, das ist ehrliche Soldatenart, sagte Barras erfreut, „nun führen Sie aber auch Ihren Voratz aus! Sehen Sie nur, wie hübsch und jung sie aussteht!“

Napoleon zog die Schultern geringschätzig in die Höhe und murmelte etwas von trügerischem Kerzenlicht, Schminke und Tusche. Dennoch nahm er sich zusammen, stellte seine paar Salonredensarter in Parade auf und unterhielt seine Dame damit, so gut er konnte. Als die Tafel aufgehoben wurde, bemerkte Barras zu seinem Entzücken, daß die beiden Tischnachbarn im Gespräche verharren und sich unter einer breiten Blattpflanze in einer Ecke niederließen.

Diskret führte er seine Gäste in einen andern Raum, um das Zwilegespräch, von dem so viel abhing, nicht zu stören.

Es dauerte aber nur kurze Zeit, da nahm der Obergeneral wahr, daß sein General sich erhob und wegging, und da die Schauspielerin ihm mit dem Fächer zuwinkte, begab er sich in die lauschige Ecke unter der überhängenden Blattpflanze.

„Ich habe Ihren Napoleon weggeschickt, er soll mir ein Glas Wein holen,“ sagte sie. „Er hat mich zu Tode gelangweilt. Einen öderen Dummkopf habe ich in meinem Leben noch nicht gesehen. Ich hatte meine liebe Not, ihn zurückzuhalten, sonst hätte er mir mit dürren Worten einen Heiratsantrag gemacht.“

Barras lachte sehr herzlich.

„Selen Sie nicht so hartherzig gegen ihn, Mademoiselle,“ bat er, „der Mann ist zu großen Diensten berufen, und nehmen Sie seine Hand an, so erklimmen Sie mit ihm die Höhen der Menschheit.“

„Der und die Höhen der Menschheit erklimmen!“ spottete sie. „Der armseligste Bauer hat bessere Manieren als er. Denken Sie, ich glaube, daß es ihm um mich und um meine Hand zu tun ist? Mein Geld will er haben, weiter nichts. Graf, Graf, wie konnten Sie mir einen schönen Abend so verderben, indem Sie mich mit diesem härenhaften Napoleon zusammensetzten! Ich hätte Lust, ihn die Rute schmecken zu lassen und in den Keller einzusperrern.“

Der Obergeneral mußte seinem Schützlinge das Feld räumen, der in diesem Augenblick mit dem erbetenen Glase Wein zurückkam. Nicht lange nachher aber sah er ihn allein in einer Fensternische stehen, die Arme gekreuzt, das Kinn auf die Brust geneigt, wie seine Lieblichshaltung war.

Sogleich begab Barras sich zu ihm: „Nun?“

Er dachte nicht anders, als daß die Antwort, die er im Tone tiefster Hoffnungslosigkeit zu hören erwartete, lauten würde: Sie hat mich leider angenommen! Mademoiselle machte sich bei den übrigen Gästen so lebenswürdig und unwiderstehlich, daß man

sie wohl für eine glückliche Braut halten konnte. Statt dessen sagte Napoleon sehr zornig:

„Ihre Millionärin hat mir einen Korb gegeben, ehe ich ihr meinen Antrag machen konnte! Das grelle Fräulein besitzt Eitelkeit genug für zwanzig Weibslente. Sie ließ mich nur so weit kommen, daß ich eben den Mund zu meinem Heiratsantrag öffnete, da schnitt sie mir das Wort ab mit der Erklärung, die ich gar nicht verlangt hatte, sie habe Anträge über Anträge bekommen, habe aber alle abgelehnt und werde alle ablehnen, denn sie liebe die Ungebundenheit über alles. Da antwortete ich ihr, wie sie es verdient hatte: „Mademoiselle, ich hoffe im Interesse meiner Geschlechts-genossen, daß Sie bei diesem vortrefflichen Grundsatz beharren mögen, und ich bin ganz gewiß, daß nie jemand Sie davon wird abbringen wollen!“

„Aber Mann, wie können Sie ihr Glück so von sich stoßen!“ rief Barras vorwurfsvoll.

„Ach was, mag sie ihre Million behalten! Sie ist abscheulich,“ war Napoleons entrüstete Antwort. —

Mademoiselle Montansier aber, die den Glanz ihres abgewiesenen Freiers noch erlebte, pflegte mit Vorliebe zu sagen:

„Hätte ich nur gewollt, so wäre ich jetzt Kaiserin von Frankreich!“

Ihre Enkelin, gleichfalls Schauspielerin, sagt es ihrer Ahnin noch heute nach.

Das ist die authentische Geschichte von Napoleons erstem Heiratsantrag.

Ostern!

(Nachdruck verboten.)

Wie ein großes Klängen geht es durch die Natur. Es ist, als ob der geheimnisvolle Horn des Lebens lauter — auch menschlichen andächtigen Ohren vernehmbar — dahindrauschte, als ob das göttliche „Es werde Licht“ eben wieder von Neuem gesprochen. Und an das in dumpfen Schmerzen, in verzweiflungsvoller Qual erstarrte Menschenherz pocht leise, mahnend und tröstend die Sehnsucht und ihre schönere Zwillingsschwester: die Hoffnung. „O sieh, wie egoistisch Du Dich in Dein Alltagsweh eingesponnen hast. In Deiner Kurzsichtigkeit wirfst Du nur die kantigen Steine, die spitzen Dornen gewahr, die über eines jeden Menschen Lebensweg zerstreut sind, und die himmelanstrebenden, in blauen Duft getauchten Höhen, die majestätischen grünen Dome, aus deren Rauschen das Ewige zu uns spricht und über dem allen das Himmelsgewölbe in seiner unsagbaren Erhabenheit mit seinen Millionen strahlender Welten, das alles siehst Du nicht? Dein eigenes, welches, kleines Dasein füllt Dich so ganz und gar aus, daß alles Große und Schöne im Leben wirkungslos an Deinen stumpfen Sinnen abprallt. Selbstsüchtig wählst Du unablässig in Deinen Schmerzen und well gerade die Wolke des Schicksals Dein kleines Erdental überschüttet, wahnst Du, es gäbe überhaupt keine Sonne? Wach auf, wach auf! Der Hauch Gottes weht durch die Bande und unter diesem Obem spricht und grünt und regt es sich allerorten. Und wie sich die Natur

losringt aus den Banden der winterlichen Nacht, so soll auch Deine Seele den befreienden Flug wagen aus der Hast der irdischen Mängel, der finsternen Sünde, den niederziehenden Alltagserbärmlichkeiten zu jenen Höhen, wo das strahlende Gestirn des göttlichen Ideals Dir erst die volle Pracht und Herrlichkeit alles Seins enthüllt.

Auch Du bist ein gefesselter Simson, der, umgarnt von den Mächtigkeiten dieser Welt, der eingeborenen Kraft verlustig gegangen ist. Aber das Licht des göttlichen Erbarmens, das über Dir aufzugehen beginnt, ruft auch Dich zur Auferstehung.

Sei' dieser ersten, göttigen Stimme nur ein Ohr und die Schwüngen werden Deiner Seele wachsen, wie ein Adler, der der Sonne entgegenfliegt, so wirft auch Du unaufhaltsam der Quelle aller Liebe und Güte zustreben.

Ihr Herzen alle, die ihr gelähmt von der Wucht des Schmerzes, an Gräbern steht, ihr Augen, die ihr umflort von Tränen, den Frühling nicht erblickt, ihr Geister, die ihr grübelnd über die geheimsten Rätsel des Lebens, Nachtwandlern gleich, auf schwindelnder Bahn nur umso weiter von der wahren Erkenntnis abirrt, kommt zurück, wacht auf. Ist nicht auch die große alljährliche Verjüngung der Welt ein Zeichen, ein Unterpfand von der ewigen Erneuerung, von der Auferstehung alles Lebens?

Ihr, die ihr an der Güte dessen zweifelt, der euch ins Dasein rief, könnt ihr seine Spuren jetzt nicht überall mit Händen greifen. Enthüllt sich euch nicht in jedem der knospenden duffenden Frühlingskinder die Macht seiner Liebe? Offenbart euch nicht jeder Tropfen, der sich funkelnd in tausend Farben an Gräsern schaukelt, die Allgewalt seines Wesens? Klingt es euch nicht entgegen aus dem Jubillieren des besiedelten Sängerkhore, aus dem Murmeln der Quellen, aus dem Säuseln des milden Frühlingswindes, aus dem Flüstern und Raunen der tausend Stimmen, mit denen sich das erwachende Leben in Wald und Flur ankündigt: „Gott ist nahe?“

Die Liebe ist stärker, als der Tod!

O ihr, die ihr dieses heilige aller Gefühle verborgen laßt in eurem Herzen und dieses dadurch zur Wüste verwandelt, schlägt noch einmal mit dem Rosastabe gläubiger Hoffnung an die Felswand eurer Brust, daß der darin verborgene Quell reinsten Nächstenliebe daraus hervorsprudle, dann wird das Leben, das sich so trübe und öde vor euch dehnt, sich zum lachenden Gefilde verwandeln. Dann erst wird das Leben euch seine herrlichsten Schätze spenden, dann erst werdet ihr euch des Glückes, ein Mensch zu sein, im vollsten Umfange bewußt werden.

Der Jungbrunnen der Natur rauscht und plätschert. Erneuert auch ihr eure Seele.

Was dürr war, grünt im Weh'n der Wüste,
Jung wird das Alte fern und nah,
Der Obem Gottes sprengt die Gräfte —
Wacht auf, der Ostertag ist da. Solchert.